

BERLIN MAKES HUMMUS NOT WALLS!

Niedrigschwellige politische Bildungsarbeit zu
Antisemitismus und antimuslimischem Rassismus in Berlin
vor dem Hintergrund des israelisch-palästinensischen Konflikts

Berlin Makes Hummus Not Walls – Ein partizipatives Verständigungsprojekt für Berliner Stadtteilmütter	3
Wie ist das Projekt aufgebaut?	5
Was zeichnet das Projekt aus?	6
Stadtteilmütter - Muna Naddaf, Regionalleiterin der Stadtteilmütter in Neukölln	8
Islam, Frauenbewegungen und Diskriminierungserfahrungen - Dr. Hoda Salah	9
Judentum und Antisemitismus - Sarah Milena Jochwed und Felicitas Grützmann	12
Israelisch-Palästinensischer Konflikt	18
Jouanna Hassoun, palästinensischer Part des Trainerinnen-Tandems	18
Sapir Huberman und Polina Khubbeeva, israelischer/jüdischer Part des Trainerinnen-Tandems	22
Persönliche Begegnung	28
Roland Elieser Baron, Beter der Synagoge Rykestraße,	
führt die Stadtteilmütter durch die Synagoge	28
Oz Ben David, Mitbegründer des israelisch-palästinensischen Restaurants Kanaan, macht mit den Stadtteilmüttern Hummus	30
Abschließende Stimmen zum Projekt	33
Herausforderung Corona: niedrigschwellige politische Bildung in Online-Formaten	34

Veröffentlicht durch: Transaidency e. V., Turmstraße 70, 10551 Berlin
Autorin: Dr. Johanna Pumb, wissenschaftliche Mitarbeiterin
Stand: Dezember 2020
Kontakt: info@transaidency.org

*Die Autorin dankt allen Interviewpartner*innen!*

Berlin Makes Hummus Not Walls – Ein partizipatives Verständigungsprojekt für Berliner Stadtteilmütter

Berlin Makes Hummus Not Walls richtet sich an Frauen mit Migrationsgeschichte, die bei unterschiedlichen Trägern zur Stadtteilmutter weitergebildet werden. Sie lassen sich zu Themen in den Bereichen Erziehung, Bildung und Gesundheit qualifizieren. Stadtteilmütter geben ihr Wissen und ihre eigenen Erfahrungen an andere Mütter, meist aus ähnlichen Kulturkreisen, weiter und stärken und begleiten diese. Stadtteilmütter bauen Brücken zwischen Familien, Kitas, Schulen und Behörden.

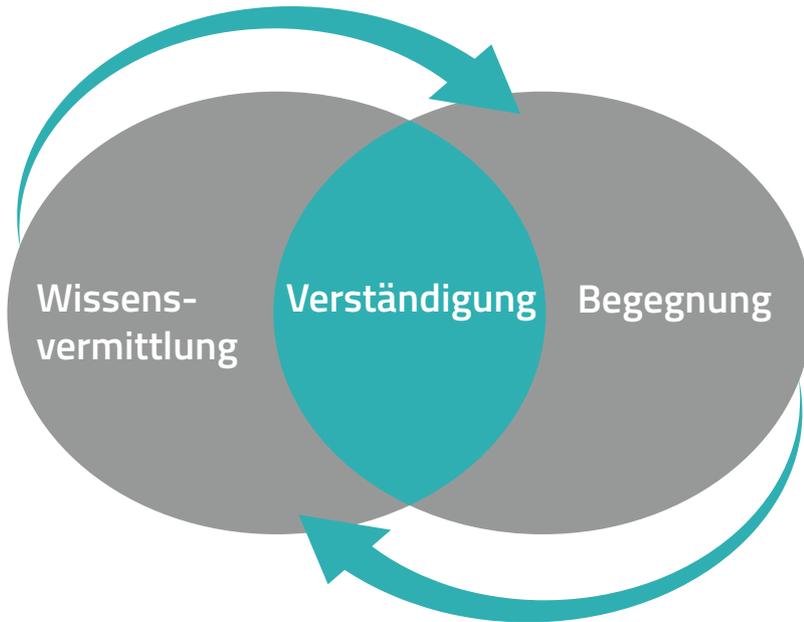
Menschen mit muslimischem Hintergrund werden oft dazu genötigt, sich zum israelisch-palästinensischen Geschehen zu positionieren, ebenso wie jüdische Mitbürger*innen, denen eine Herkunft in Gebieten des „Nahen Ostens“ zugeschrieben wird. Der Konflikt wird in Form von Ressentiments und tradierten Feindbildern bis hin zu Gewalttaten auch in die Stadt Berlin hineingetragen. Mirko Niehoff, Experte für politische Bildung zu diesem Thema, erläutert: *„In diesem Konflikt verdichten sich bedeutende politische und ethisch-moralische Fragen der Gegenwart: etwa Fragen des Verhältnisses von Krieg und Frieden, Geschichte und Gegenwart, Orient und Okzident, Nation und Religion, Juden und Muslime, Recht und Gerechtigkeit, Wahrheit und Lüge, Macht und Ohnmacht, Schuld und Unschuld, Opfer und Täter.“*¹ Diese Tatsache, gepaart mit der hohen Komplexität und langen Geschichte des Konflikts, macht deutlich, dass es eine umfassende politische Bildung zu diesem Thema braucht. Transaidency e. V. bietet mit dem Projekt Berlin Makes Hummus Not Walls den Stadtteilmüttern eine Qualifizierung an, die ganz bewusst weiter ansetzt, als „nur“ beim israelisch-palästinensischen Konflikt. Denn in der Lebenswirklichkeit der Stadtteilmütter sind diese auch direkt betroffen, etwa wenn die Geschehnisse im Nahen Osten zu einem Katalysator für antisemitische Äußerungen werden, die ihnen während der Arbeit begegnen oder einer Stadtteilmutter, die Kopftuch trägt, unterstellt wird, sie hätte etwas gegen „die Juden“. Ziel ist nicht nur die Wissensvermittlung, sondern auch die Stärkung der Frauen und die Verständigung durch persönliche Begegnungen.

Die Stadtteilmütter werden für unterschiedliche religiöse Lebensweisen sensibilisiert, ihre Akzeptanz von Vielfalt gesteigert und ein Perspektivwechsel auf den israelisch-palästinensischen Konflikt ermöglicht. Dabei wird die Arbeit der Stadtteilmütter gewürdigt und an sie als Vermittlerinnen appelliert.

Die Wirkung des Projekts entsteht nicht nur über die Entdeckung von Gemeinsamkeiten der Teilnehmerinnen, etwa im Hinblick auf Rituale oder Erfahrungen von Ausgrenzung, Gewalt, Krieg und Flucht. Das Konzept besteht auch darin, die Unterschiede zwischen den Erfahrungen und Meinungen nicht nur bewusst wahrzunehmen, sondern ihnen auch auf den Grund zu gehen. Professor Dr. Rainer Kampling, der an der Freien Universität Berlin am Seminar für Katholische Theologie lehrt, verdeutlicht: *„In der Akzeptanz des Anderen als Anderes kann sich der Dialog nicht nur entfalten, sondern auch bewähren.“*

¹ Mirko Niehoff, Nahostkonflikt kontrovers. Perspektiven für die politische Bildung, 2016, S. 13, 14.

Wie ist das Projekt aufgebaut?



Workshops zu den Themenbereichen

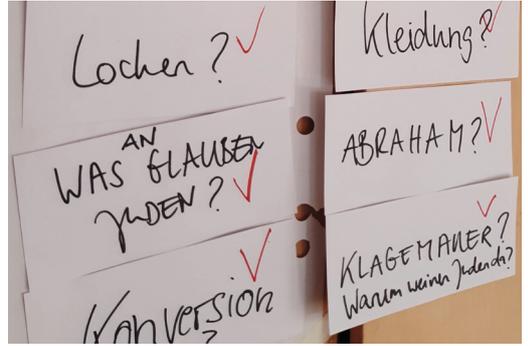
- Islam, arabische Frauenbewegungen und Diskriminierungserfahrungen (Trainerin mit biografischem Bezug zum Thema)
- Judentum und Antisemitismus (Trainerin mit biografischem Bezug zum Thema)
- israelisch-palästinensischer Konflikt (Trainerinnen-Tandem mit biografischem Bezug zu den unterschiedlichen Konfliktparteien)

Persönliche Begegnungen

- Führung durch die Synagoge Rykestraße durch einen Beter
- Hummus-Kurs im israelisch-palästinensischen Restaurant Kanaan mit dem israelischen Mitbegründer und dem syrischen Küchenchef

Was zeichnet das Projekt aus?

- Partizipation: Biografische Narrative der Teilnehmerinnen und Trainerinnen werden einbezogen. Das ermöglicht Anknüpfungspunkte unabhängig von Bildungsstand oder Vorwissen. Vorhandene Erfahrungen auf Seiten der Teilnehmerinnen werden wahrgenommen. Das ist eine Grundlage, um Verletzungen anderer anerkennen zu können.
- Begegnung: Die Angebote ermöglichen einen transkulturellen Austausch auf direkter, persönlicher Ebene. Bei den Workshops nehmen die Trainerinnen eine Vorbildfunktion ein, besonders im Einsatz als Team mit unterschiedlichen biografischen Bezügen zum israelisch-palästinensischen Konflikt.
- Perspektivwechsel: Das Projekt setzt auf die Vermittlung vielfältiger Narrative und fördert es, Widersprüche auszuhalten und andere Perspektiven nachzuvollziehen.
- Zielgruppengerechte Ansprache: Auf die Heterogenität der Gruppe (z. B. Bildungsstand und Herkunft) wird durch Niedrigschwelligkeit und kultursensibles Auftreten auf Augenhöhe ebenso geachtet wie auf vorhandene Traumata.
- Emanzipation und Empowerment: In allen Workshops ist die Rolle von Frauen ein zentrales Element.
- Offene Kommunikation: Es gibt keine festgelegten Einschränkungen des Sagbaren. Stattdessen wird ein Raum geöffnet, um ins Gespräch zu gehen und vorhandene Ressentiments klar anzusprechen.
- Teilnehmerinnenorientierter Ablauf: Die Workshops sind modular aufgebaut und werden an die Bedürfnisse der Teilnehmerinnen direkt angepasst. Die Stadtteilmütter gestalten die Workshops aktiv mit.
- Geschützter Raum: Die Workshops werden ausschließlich von Trainerinnen angeleitet. Das ist wichtig, da auch viel Genderspezifisches behandelt wird, z. B. Instrumentalisierung der Religionen zur Unterdrückung der Frau oder Diskriminierungserfahrungen. Verantwortungsbewusster Medieneinsatz: Neue Bilder müssen Stereotype irritieren und Anreize schaffen, Ressentiments als solche zu erkennen und zu überdenken. Die vorhandene Vielfalt soll abgebildet werden. Da es im Moment kaum geeignetes Filmmaterial gibt, werden in den Workshops eigens zusammengestellte Ausschnitte unterschiedlicher Herkunft gezeigt.
- Ständige Weiterentwicklung von Formaten und Inhalten: Angeregt durch jeden einzelnen Durchlauf, werden die Projektinhalte und Darstellungsformen fortwährend hinterfragt und



„Die Stadtteilmütter sind eine sehr heterogene Gruppe.“ Muna Naddaf

Wir haben Frauen, die studiert haben, Frauen, die in ihrem Herkunftsland gearbeitet haben, Frauen, die hier zu Schule gegangen sind, eine Ausbildung gemacht haben. Wir haben aber auch Frauen, die nur die Grundschule im Heimatland besucht haben. Sie bringen sehr unterschiedliche Erfahrungen mit. So spielt es eine Rolle, wo sie herkommen, welchen Migrationsgrund es gab, ob das Heiratsmigration war oder Flucht. Frauen, die aus dem Libanon gekommen sind – das sind zum Teil Palästinenserinnen –, haben ganz andere Voraussetzungen gehabt, hier in Deutschland Fuß zu fassen, aufzuwachsen, schon allein rechtlich, was ihren Aufenthalt angeht, was die Ausbildung angeht, den Zugang zu Integrationskursen und dergleichen. In Bezug auf das Seminar und das Thema Nahost berührt es beispielsweise Palästinenserinnen sicher anders als Frauen aus der Türkei.

Ich würde sagen, dass der Großteil der Frauen religiös ist und das auch lebt. Als Stadtteilmütter müssen sie eine Offenheit für die Arbeit mitbringen. Offen sein heißt, dass man andere Religionen, andere Lebensweisen respektiert wie auch Offenheit für andere Ideen, Erziehungsstile und dergleichen.



Islam, Frauenbewegungen und Diskriminierungserfahrungen

Dr. Hoda Salah

„Mir gefällt dieser Wandel während des Workshops: dass sie kritischer umgehen mit ihrer Geschichte, stolzer umgehen mit ihrer Frauenbewegungsgeschichte, stolz sind auf ihre Identität, aber sich auch stark fühlen als Teil der deutschen Gesellschaft.“

Dr. Hoda Salah



Stadtteilmütter

Die Frauen identifizieren sich mit ihrem Job und ihren Aufgaben. Sie machen ihre Arbeit wirklich gern. Sie arbeiten nicht nur für das Geld, sie sind leidenschaftlich dabei.

Sie versuchen in der Gesellschaft, innerhalb der von ihnen betreuten Familien und in den Schulen, die Zusammenarbeit zwischen allen zu erleichtern.

Ich erlebe sie als engagierte Frauen, die sehr viel lernen wollen und neugierig sind. Ich habe kein einziges Seminar erlebt, wo sie nur für die Teilnahmebescheinigung da waren, sie waren wirklich interessiert. Es war toll zu sehen, wie viel Neugier und Toleranz die Frauen mitbringen, und dass das ganz unabhängig von ihrer formellen Ausbildung ist.

Zugang

Ich liebe nichtautoritäres Unterrichten. Mein Konzept ist, dass ich und die Teilnehmerinnen eine Einheit sind. Es geht nicht darum, dass ich ihnen die Welt erkläre. Durch Fragen und Diskussionen kommen die Frauen selbst zu den Ergebnissen. Das ist vielleicht auch beeinflusst von feministischem Denken. Jede Frau hat ihre Erfahrung, ihre Story, es ist wichtig, das ernst zu nehmen. Ich erzähle von mir, um diese autoritären Strukturen von Trainerin und Teilnehmerinnen abzubauen. Wenn ich ihnen sage, „Ich habe selbst Diskriminierung erlebt, ich habe selbst sexuelle Belästigung erlebt“, dann öffne ich den Weg für die Frauen, dass sie auch von sich selbst erzählen.

Methoden

In der ersten halben Stunde lasse ich die Frauen ausführlich sprechen, damit ich weiß, mit welchem Niveau ich es zu tun habe. Ich baue das Seminar so auf, dass ich zuerst die Begriffe erkläre, die ich während des Workshops behandle, um eine Basis zu schaffen. Zum Beispiel, dass es nicht „den“ Islam gibt, nicht „die“ muslimische oder „die“ deutsche Frau, und dass wir viel gemeinsam haben und viele Identitäten haben können.

Nach den Begriffen bespreche ich mit den Frauen die Vielfalt der Frauenbewegungen in arabischen Ländern und in Europa und betone die Gemeinsamkeiten. Danach gehe ich auf die verschiedenen Verständnisse vom Islam ein, und wie die Frauenbewegungen in arabischen Ländern mit der Vielfalt der Auslegungen umgehen, besonders beim sogenannten säkularen und islamischen Feminismus. In einer Zusammenfassung versuche ich den Frauen auch etwas zu den Theorien von Vielfalt, Toleranz und Frauenrechten mitzugeben.

Herausforderungen

Eine Herausforderung ist für mich, die richtige Sprache zu verwenden, denn ich will ihre religiösen Gefühle nicht verletzen. Es gibt heikle Themen wie LGBT oder Religionsfreiheit, die ich nicht direkt anspreche, sondern indirekt durch das Thema Diversity angehe. Wenn wir über Vielfalt reden – wie mache ich das, dass sie die Vielfalt der anderen akzeptieren?

Manche sprechen nicht so gut Deutsch, darauf muss ich immer sehr achten. Wenn ich merke, dass sie etwas nicht verstehen, versuche ich es auf Arabisch.

Eine weitere Herausforderung ist die fehlende politische Bildung bei den Frauen. Bei vielen Begriffen weiß ich nicht, ob alle sie verstehen. Patriarchalismus, Feminismus, Koranexegese, Rechtsstaat, Pluralismus, sexuelle Selbstbestimmung, Vielfalt oder Identitäten, das sind alles Begriffe, die eine gute politische Bildung voraussetzen. Es muss mehr Seminare geben, mehr über Toleranz, Pluralismus, Menschenrechte, Gender – da gibt es großen Bedarf.

Wandel

Ich erlebe oft, dass viele Frauen sagen, „Wir kennen uns im Islam sehr gut aus.“ Am Anfang heißt es immer, „Wir brauchen das nicht.“ Und wenn du dieses differenzierte Denken und diese Instrumentalisierung der Religion zeigst, schockiert das die Frauen oft. Ich glaube, dann habe ich ein Hauptziel des Seminars erreicht, nämlich dass die Frauen analytisch und kritisch über ihr Leben nachdenken, sowie über die Religion, und damit auch Vielfalt toleranter und offener gegenüberstehen. Sie werden nicht mehr sagen „Im Koran steht es so“ oder „Das ist nicht der richtige Islam“. Ich freue mich immer, wenn sie nach diesem zweiten Teil des Seminars anders reden als vorher. Vorher reden sie manchmal ein bisschen verteidigend und ängstlich, dass vielleicht jemand gegen den Islam ist. Aber durch die Stärkung der Vielfalt ihrer Herkunft und des Islam gewinnen die Frauen an Selbstbewusstsein.

Im vierten Teil des Workshops, bei der Ermächtigung der Frauen durch Übungen zur Selbstverteidigung, sind sie oft sehr beeindruckt davon, dass sie sich ohne viel Aufwand wehren können, nur durch Selbstbewusstsein und Stolz, Teil der Gesellschaft zu sein.

Diskriminierungserfahrungen

Ich habe von den Stadtteilmüttern gelernt, wie stark der Rassismus in Deutschland das Leben der Frauen beeinflusst. Ich forsche darüber, bin aber selbst kaum davon betroffen, weil ich in dieser Bubble lebe: Universität, „Elite“. Was die Frauen erleben, hat mich schmerzlich schockiert. Wenn sie von der Diskriminierung berichten, die sie im Alltag und in vielen Bereichen erleben, trifft und berührt mich das sehr. Dadurch ist mir die Intersektionalitätstheorie noch bewusster geworden; da diese Frauen Kopftuch tragen oder anders aussehen, erleben sie viele Sachen negativer.

Ziele

Ich wünsche mir, dass ich diese Pluralität und diesen Stolz auf die eigene Geschichte anstoße. Ich träume von einer Gesellschaft in Deutschland, in der Menschen sich zugehörig fühlen und selbstbewusst sagen, „Ich bin Deutsche mit arabischem oder türkischem Hintergrund“, und dass sie das auch ihren Kindern mitgeben. Ich möchte, dass sie aktiv an Politik und Zivilgesellschaft teilhaben und Anerkennung erleben. Mein Ziel ist auch, dass sie ein plurales Religionsverständnis an ihre Klient*innen weitergeben können und die Spannungen dort auflösen.

Rückmeldungen zum Workshop

Muna Naddaf, Regionalleiterin der Stadtteilmütter in Neukölln:

Das Thema Frauen im Islam heute, eine kritische Hinterfragung altbewehrter Vorstellungen, ist sicher eines, das man weiter diskutieren kann. Wichtig ist, die verschiedenen Frauenbilder mit Alltagsfragen zu verbinden. Es muss ganz konkret sein: Wo könnten wir/wollen wir etwas verändern, was möchten wir beibehalten. Wo leben Muslima ihre Religion anders, nämlich bei der Arbeit oder in der Gestaltung ihrer Familie, eben dieses sehr Alltagsbezogene. Es ist schön, wenn man ein differenziertes Bild von Lebensentwürfen diskutieren kann.

Janet S., Moabiter Stadtteilmutter:

Der Workshop mit Hoda war für mich sehr interessant, denn sie hat uns viele schöne und offene Gedanken mitgegeben, auch zu Toleranz im Islam im Zusammenhang mit anderen Religionen, etwa zum Christentum, meiner Religion. Und sie hat auch gezeigt, wie wir uns als Frauen mutiger verhalten können. Das macht das Leben in Deutschland einfacher.

Rukiye A., Weddingener Stadtteilmutter:

Der Workshop mit Hoda hat sehr viel Spaß gemacht und war sehr interessant. Der politische Kampf der Frauen in islamischen Ländern war neu für mich, dass Frauen für ihre Rechte kämpften.

Mervat M., Moabiter Stadtteilmutter:

Als muslimische, ausländische Frau mit Kopftuch wurde ich diskriminiert, größtenteils war es nicht gewalttätig. Darüber zu sprechen war wichtig. Was ich vorher nicht wusste, ist, wie früh Frauenbewegungen in einigen arabischen Ländern auftauchten.

Judentum und Antisemitismus

Sarah Milena Jochwed und Felicitas Grützmann

„Die Frauen meinten: ‚Lass uns Schabbes auch bei uns einführen, jede braucht einen Sabbatag in der Woche.‘ Das bringt alles auf den Punkt, es vereint die Lebenswelt der Frauen mit dem, was sie über das Judentum und die Gesetze mitgenommen haben.“ Felicitas Grützmann



Stadtteilmütter

Felicitas Grützmann: Besonders ist, dass sie so impulsiv aus sich herauskommen, wenn sie Gemeinsamkeiten erkennen, so aus dem Bauch heraus, weil viele von ihnen religiös leben. Der Wissenszuwachs ist enorm. Man weiß vorher aber nie, worauf sie richtig anspringen. Es entspinnen sich in jedem Workshop Diskussionen zu anderen Themen, zu denen plötzlich ganz viele Nachfragen kommen. Da kann man nicht einfach sein Konzept weiter durchgehen, sondern muss ganz flexibel sein. Keine Stadtteilmutter ist wie die andere, und keine zwei Gruppen sind gleich.

Sarah Milena Jochwed: Eine Besonderheit ist, wie sie als Gruppe funktionieren. Sie kennen sich. Es gibt viele persönliche Bezüge zu den Themen, da wird viel Emotionalität reingebracht. Diese Vertrautheit unter den Frauen ist etwas Besonderes, und diese Dynamik, die dadurch entsteht, dass sie schon eine Diskussionskultur miteinander haben, dass sie einander korrigieren, dass sie einander herausfordern. Auch der informelle Austausch zwischen uns und den Frauen ist wichtig, schon von Beginn an, wenn man noch dasitzt und wartet.

FG: Wir haben auch schon immer viel während der Pausen über andere Dinge gesprochen. Diesen Smalltalk haben wir jetzt auch für die Online-Seminare gezielt mit reingenommen. Ich habe mich noch nie unwohl in der Gruppe gefühlt, sondern immer sofort willkommen. Es wird gleich miteinander geredet, über Kinder und Corona. Diese Vertrautheit in der Gruppe macht es uns Trainerinnen auch viel leichter, mit der Arbeit loszulegen, weil man nicht wie sonst erst mal Teambuilding oder Kennenlernrunden machen muss, damit die Teilnehmenden sich vertrauen.

Herausforderungen

SM: Der sprachliche Zugang spielt auf jeden Fall eine zentrale Rolle und dass man nie weiß, wie das Vorwissen und der Allgemeinwissensstand sind. Wir müssen also extrem flexibel reagieren in der Art, wie wir Sachen vermitteln und auch direkt entscheiden, ob man das, was wir geplant haben, noch niedrigschwelliger machen muss oder gut durchziehen kann. Das heißt nicht, dass man einen Backup-Plan für alles hat, sondern die Erfahrungen nutzen muss, um spontan zu reagieren.

FG: Falls eine Methode nicht funktioniert, kürzen wir sie oder schieben etwas anderes ein. Wenn Nachfragen kommen, müssen wir das Hintergrundwissen dafür haben.

Zugang

FG: Wir machen am Anfang eine Fragerunde, damit wir grob das Vorwissen abklären können und wissen, in welche Richtung ihr Interesse geht. Wir nehmen die Fragen auf, geben Input, schauen einen Film, der die Vielfalt jüdischen Lebens in Deutschland zeigt, und dann gehen wir in die Diskussion über die Fragen vom Anfang. Wir geben nicht das Wissen vor, das wir vermitteln wollen, die Themen, die wir vertiefen wollen, sondern sie geben uns das vor und wir reagieren darauf und gehen auf ihre Themen ein.

SM: Für mich bedeutet dieser Ansatz, Neugier in ihnen für das Thema zu erzeugen, sodass sie nicht so frontal mit Informationen überschüttet werden und mit „Ihr müsst das wissen!“, sondern dass wir herausfinden, was sie als Gruppe interessiert und dann davon ausgehen. Natürlich vermitteln wir auch andere Sachen, die wichtig sind, aber wir nehmen ihr Interesse als Ausgangspunkt.

Methoden

SM: Es gibt einen Wissensvermittlungsteil, eine Art Einführung ins Judentum und dann eine Übung, bei der es darum geht, vorgefertigte Bilder oder Ressentiments zu irritieren.

FG: Diese Übung setzt sich gezielt mit Antisemitismus auseinander. Fremdzuschreibungen und Schubladendenken sollen aufgebrochen werden. Bei dem Workshop liegt der Fokus auf der Wissensvermittlung, weil es so viel Unbekanntes gibt. Da stürzen sich die Stadtteilmütter auch drauf, sie sind wissbegierig und wollen alles verstehen.

SM: Die Wissensvermittlung dient in diesem Workshop aber auch direkt dem Abbau von antisemitischen Ressentiments, das kommt da zusammen. Kenntnisse zu vermitteln ist hier eine Methode, um das abzubauen.

FG: Feindbilder können auch abgebaut werden, weil die Frauen beispielsweise Gemeinsamkeiten entdecken. Und manchmal finden sie sogar noch mehr Gemeinsamkeiten, als wir in der Vorbereitung gesammelt haben. Da kommen sie noch auf ganz andere Dinge und sind nicht mehr zu stoppen.

SM: Eine weitere Methode ist, dass ich bei dem Workshop auch etwas von meinem persönlichen Narrativ mit einbringe und den Frauen dadurch eine Begegnung anbiete. Ich will, dass sie die Geschichte verstehen. Oft hatte ich das Gefühl, ich rattere die Sätze zu meiner Familie nur runter und es kommt nicht wirklich etwas bei der Gruppe an. Und dann habe ich detaillierter erzählt, was tatsächlich passiert ist, von meinem Vater, der 1942 geboren wurde, während der Shoah. Es war sehr interessant für mich zu merken, dass die Frauen ganz anders reagieren.

FG: Sarah Milena hat sehr detailliert erzählt, sehr persönlich. Danach waren alle ganz still, ganz betroffen. Da war so eine Verbindung, auch durch diese Fluchtgeschichte und dadurch, nicht mehr in der Heimat zu sein. Das hat etwas bei allen getriggert.

Umgang mit Ressentiments und Erzählungen zu den Herkunftsländern

FG: Bei Ressentiments hilft es, mit Zahlen und Fakten gegenzusteuern, aufzuzeigen, dass etwas wissenschaftlich belegt ist und dass es Studien gibt.

SMJ: Manchmal kommen Ressentiments aber auch nebenbei zur Sprache und dann ist vielleicht nicht gerade der richtige Zeitpunkt, um das gut aufzugreifen. Innerhalb eines Workshops kommt immer so ein Kommentar, dass alle Juden reich seien oder Wissenschaftler oder berühmt. Und sie denken dann, dass sie absichtlich etwas Gutes, etwas Nettes über Jüd*innen sagen. Das merkt man auch oft. Die Frauen korrigieren sich dann aber auch in der Gruppe, wenn Diskussionen kommen und sie sich gegenseitig herausfordern, wenn jemand sagt, „alle Juden“ seien reich oder klug.

FG: Dann sagen sie: „Man kann doch gar nicht sagen, dass alle reich sind, man sagt doch auch nicht, dass alle Ägypterinnen bauchtanzen. Jeder Mensch ist anders, auch wenn er der gleichen Religion oder Nationalität angehört.“ Das kommt von ihnen, das ist sehr interessant. Sie gehen auch viel auf ihre Heimatländer ein, was ein Politiker dort alles getan hat, um Jüdinnen und Juden zu retten. Das beziehen sie auf ihre Lebensgeschichte und schauen, wo sie Berührungspunkte hatten. Ihre Sicht ist also nicht so sehr auf deutschen Antisemitismus bezogen, sondern auf ihre Herkunftsländer.

SMJ: Einerseits sagen sie: „Es gibt bei uns kein Problem zwischen Juden und Muslimen.“ Das zu sagen, ist ganz wichtig für sie, „Guck mal, wir haben eine friedliche Geschichte mit Juden“, das heben sie hervor. Und gleichzeitig kann das ein Freikaufen sein, dann ist das problematisch. Und wir können nicht alle Aussagen für jedes Land und jede Zeitperiode überprüfen.

Einfluss der Medien auf Stereotype und Grenzen niedrigschwelliger Bildungsarbeit

FG: In Dokumentationen werden meist nur ultraorthodoxe oder orthodoxe Jüdinnen und Juden begleitet, weil man da natürlich die Regeln am besten erklären kann.

So eine Serie wie „Unorthodox“ unterstützt das noch mal. Es gibt mehrere Frauen, die das gesehen haben und deren Bild davon beeinflusst ist, das ist fatal. Medien haben einen großen Einfluss darauf, welche Vorstellung man von „dem Anderen“ hat. Das wird umso stärker, je weniger persönlicher Kontakt untereinander besteht, der als Korrektiv dienen könnte. Deshalb ist es so wichtig, dass wir da gegensteuern, am besten ganz direkt, dass sie sich neben Sarah Milena stellen und sehen, es gibt auch Jüdinnen und Juden, die anders aussehen. Und auch, dass wir den Film, den wir zeigen, breiter aufgefächert haben, ist wichtig. Wir können nur bestimmte Inhalte vermitteln, ohne dabei bereits festgefahrene Bilder zu bedienen, indem wir noch mehr Bilder zeigen, andere Bilder, die eine Vielfalt deutlich machen. Mit Worten allein kommt man dagegen nicht an. Bei den extremen judenfeindlichen Stereotypen haben sie inzwischen das Bewusstsein, dass es ein Stereotyp ist, da sind sie vorsichtiger. Wo wir viel machen können, ist zu zeigen, dass Jüdinnen und Juden auf der Straße unerkannt an ihnen vorbeilaufen könnten, dass sie einfach ein Bestandteil der deutschen Gesellschaft sind, ohne dass die Frauen das sofort erkennen. Sarah Milena betont so oft, dass es nur ein sehr kleiner Prozentsatz ist, der so orthodox lebt.

SM: Das Fremde ist ja auch faszinierend, deswegen halten sie so daran fest. Ich bin nicht interessant, es ist doch nicht spannend, dass jemand genauso ist wie sie. Wenn du einen orthodoxen Juden siehst, ist da so viel Fremdes und Geheimes, die sind so schwer zu verstehen und alles, was sie machen, ist so komisch ... Wir können das auch nicht auflösen, denn wieso sollen sie sich dafür interessieren, dass sich eine Person aufgrund von irgendetwas irgendwie jüdisch identifiziert? Wir kämpfen gegen etwas an, das sehr schwer aufzubrechen ist, besonders in der niedrigschwelligen Arbeit. Die Abstraktion der jüdischen Identität, die nicht über Religion und vor allem nicht über Orthodoxie definiert wird, ist nicht einfach. Wie erklärst du niedrigschwellig, was atheistische und säkulare Jüd*innen sind? Es ist ja auch eine extrem philosophische Diskussion, die weiterhin stattfindet. Es gibt keine einfache Antwort darauf.

FG: Das funktioniert dann nur an Beispielen, über deinen persönlichen Bezug. Wenn du dich vor sie stellst und ihnen sagst, „Ich bin eine säkulare Jüdin“, dann ist das greifbarer, als einfach Worte in den Raum zu werfen. Ich habe an dieser Stelle auch schon von meinem Narrativ erzählt: „Ich bin getauft, ich bin konfirmiert, aber ich würde mich nicht als gläubige Christin bezeichnen.“

Ziele

FG: Wenn sie als Stadtteilmütter in Familien und Schulen gehen, sollen sie mit dem gewonnenen Wissen gegensteuern können, wenn es nötig wird. Sie sollen sagen: „Pass auf, ich habe gelernt, dass das anders ist, nämlich so.“ Sie sollen sich trauen, etwas zu sagen und einzuschreiten, wenn sie auf dem Schulhof „Jude“ als Schimpfwort hören oder ihnen irgendwo andere antisemitische Äußerungen begegnen.

SM: Ich möchte, dass sie die Fähigkeit erhalten, Ressentiments zu hinterfragen, nicht nur in Bezug auf Jüd*innen, sondern generell.

Persönlicher Beitrag

FG: Ich finde es immer wichtig, zu ermutigen, Nachfragen zu stellen, ohne Scheu. Wir sind dafür da, um ins Gespräch zu kommen, und niemand wird verurteilt.

SM: Wenn Ressentiments oder antisemitische Äußerungen kommen, reagiere ich nicht sofort mit der „Moralkeule“. Das passiert sonst sehr häufig in der Bildungsarbeit, glaube ich. Ich denke nicht, dass das der Weg ist, wenn man die Möglichkeit für eine persönliche Interaktion hat. Was wir machen, ist, es auszuhalten, auch wenn es hart ist. Wir bewahren diese Offenheit und diese Neugier. Ich möchte ihre Aussagen hinterfragen und ich möchte, dass sie anders rausgehen und das überdenken. Und wenn das gelingt, haben wir etwas erreicht. Man tendiert sonst sehr stark dazu, sofort zu sagen „So nicht!“ Es ist auch ein Balanceakt, manchmal geht man sicher auch zu weit und lässt zu viel zu.

Eigene Lernprozesse

FG: Die Stadtteilmütter haben mich gelehrt: Sei flexibel, sei spontan und sei menschlich. Wir sind keine Professorinnen, wir diktieren den Frauen nichts. Ich mag niedrigschwellige Arbeit sehr. Ich finde es toll, wenn man einen Zugang zu den Frauen hat und auf Augenhöhe spricht, auch wenn man anderes Wissen mitbringt als sie, wenn man trotzdem in einen gleichberechtigten Austausch geht. Und die Frauen sind ja fast alle älter als ich, haben viel mehr Lebenserfahrung. Wo sie alle herkommen, was sie alles schon gemacht haben, sie haben Kinder großgezogen. Da habe ich Respekt. Und trotz der wenigen Zeit, die sie haben, setzen sie sich noch für so tolle Sachen ein. Nach einem Workshop mit den Stadtteilmüttern kann man direkt in die Selbstreflektion gehen, sie halten einem unverblümt den Spiegel vor. Ich finde es sehr angenehm, dass sie so ehrlich sind. Das ist schön – und auch herausfordernd.

SMJ: Die Gruppen sind so heterogen, sie überraschen mich sehr häufig mit ihrer Haltung, mit ihren humanistischen Ansichten. Das nehme ich auch ein bisschen von ihnen mit. Schön war auch, als am Ende eines Workshops bedauert wurde, dass es keine jüdischen Stadtteilmütter gibt. Da war alles ganz einfach: Die sind Frauen, wir sind Frauen, lass uns das doch zusammen machen. Hier zeigt sich auch ganz allgemein, was menschliche Begegnungen und Geschichten machen können, wenn man sich ein bisschen öffnet. Die Frauen öffnen sich ja auch sehr, sie erzählen ihre Geschichten, sehr persönliche Sachen. Und spannend ist, was passiert, wenn man das selber macht, dass dann überhaupt etwas passieren kann.

Rückmeldungen zum Workshop

Muna Naddaf, Regionalleiterin der Stadtteilmütter in Neukölln:

Der Teil über das Judentum war besonders spannend, weil das ein Thema ist, wozu die Frauen entweder etwas aus den Medien erfahren, und zwar meistens aus den politischen Medien, oder über Dritte, aber sich nicht selbst mit dem Thema beschäftigt haben, weil sie wenig Begegnung haben. Und wenn es Palästinenserinnen oder Libanesinnen sind, dann ist bei ihnen der Nahostkonflikt sehr gegenwärtig. Ich glaube, das besondere ist, dass dieser Alltag von jüdischem Leben durch das Seminar noch einmal viel näherkommt. Wie lebe ich meine Religion? Wie gestalte ich meinen Alltag? Das ist etwas, das sie auch auf ihr eigenes Leben übertragen können oder bei sich wiederfinden können, und das schafft Gemeinsamkeit.

Filiz Y., Neuköllner Stadtteilmutter:

Ich habe natürlich viel gehört über das Judentum und auch über den Konflikt, aber ich wusste nichts Genaues, und auch nicht, wie die Menschen leben. Da habe ich mich, ehrlich gesagt, nach den Terminen zu Hause hingesezt und ein bisschen recherchiert, weil das einfach interessant war, wie zum Beispiel gläubige jüdische Familien leben, warum sie die Kippa tragen oder wie das zu Hause abläuft, was sie essen dürfen und was nicht. Das habe ich zum ersten Mal gehört und das war sehr interessant für mich. Ihr habt ja auch einen Film gezeigt über eine jüdische Familie, wie sie ihre Religion auslebt. Das fand ich so interessant, dass ich den zu Hause weiterguckt habe und mehr erfahren wollte. Irgendwie stoße ich da immer wieder drauf. Wenn ich bei YouTube etwas zu dem Thema sehe, dann klicke ich schon drauf und gucke noch mal nach, weil mich das eigentlich immer interessiert und ich immer mehr erfahre. Ich sehe natürlich auch viele Gemeinsamkeiten bei den Religionen.

Es gibt in meiner Nachbarschaft eine Familie, die fand ich interessant, sie sahen so anders aus, von der Kleidung her. Ich habe mich gefragt, warum der Mann immer in schwarz und mit dem schwarzen Hut rumläuft. Jetzt weiß ich, dass er sehr, sehr religiös lebt, das ist dann auch interessant. Ich sehe Dinge, die anders sind und für mich verständlicher geworden sind. Ich kann mir jetzt ein Bild machen, dass seine Küche ganz anders aufgebaut ist, mit ganz vielen unterschiedlichen Dingen, die er da machen muss, wegen seiner Religion. Er geht ganz schnell vorbei, ein alter Mann mit ganz langem Bart. Wenn ich ihn jetzt mal in der Nähe sehe, dann grüße ich ihn, sage einfach Hallo. Er ist so schnell weg, für mehr war noch keine Zeit da. Aber einfach freundlich lächeln und Hallo sagen, ist auch schön!



Israelisch-Palästinensischer Konflikt

Jouanna Hassoun, palästinensischer Part des Trainerinnen-Tandems

„Ich möchte, dass man nicht ständig nach Schuldigen sucht, sondern dass unterschiedliche Perspektiven gesehen und gehört werden. Das ist nicht einfach.“

Jouanna Hassoun



Stadtteilmütter

Die Stadtteilmütter haben eine Vorbildfunktion, sind Multiplikatorinnen, wenn sie in Familien und auch in Schulen und bei Verwaltungen als Vermittlerinnen fungieren. Das geschieht auf einer Sprachebene, aber teilweise auch auf einer kulturellen Ebene, bei Missverständnissen, manchmal auch bei Konflikten innerhalb der Schule oder mit Familien. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass vielen Stadtteilmüttern eine gewisse Expertise oder Sicherheit zum Thema Nahostkonflikt fehlt. Weil einige der Stadtteilmütter ja selbst einen Bezug haben, im engeren oder weitesten Sinne, und es ihnen manchmal schwerfällt, Position zu beziehen oder neutral zu sein, oder weil nur Halbwissen vorhanden ist. Ihre Rolle als Stadtteilmutter, vor allem, weil sie so eng mit den Familien arbeiten, ist besonders wichtig. Wenn sie zum Beispiel hören, dass jemand israelfeindliche oder antisemitische Parolen von sich gibt, sollen sie nicht einfach stillschweigend danebenstehen, sondern fleißig mitdiskutieren. Wenn sie mitbekommen, dass jüdische Menschen beschimpft werden, sollen sie nicht schweigen, sondern eine Handlungsmöglichkeit kriegen und auch wissen, an wen sie sich wenden können, wenn sie Schwierigkeiten haben.

Herausforderungen

Die meisten Frauen haben vorgefertigte Meinungen. Vor allem, wenn sie selbst auch noch betroffen sind, ist es sehr schwierig und besonders wichtig. Manchmal sagen sie am Anfang, „Nein, darüber wollen wir nicht reden, weil ihr sowieso sagen werdet, Palästina gibt es nicht“, und weil ihnen vorgeworfen wird, dass sie alle antisemitisch seien. Das sind die größten Herausforderungen, mit denen wir arbeiten. In ihren Köpfen ist schon vorprogrammiert, wie es ablaufen wird. Wenn wir erst mal einen Zugang haben, dann geht es leichter. Aber bis dahin kostet es unglaublich viel Energie und Zeit.

Es kann immer vorkommen, dass man eine Person hat, mit der man drei Stunden reden kann, drei Tage oder zehn Tage, und das Ganze ähnelt eher einer Showeinlage, im Grunde wird nichts mitgenommen. Das gibt es an Schulen und das ist bei Stadtteilmüttern nicht anders. Man erreicht nicht immer alle Menschen. Wenn das passiert, versuche ich diese Person mit einzubinden, auch direkt anzusprechen, und wenn sie sich dann darauf einlässt, ist es gut. Wenn nicht, wenn sie denkt, „Die kann mir doch erzählen, was sie will, das interessiert mich eh nicht“, dann bin ich einfach froh darüber, wenn sie wenigstens nicht stört. Ich achte aber darauf, dass sie die anderen nicht negativ beeinflusst.

Auch wenn innerlich nicht sofort etwas veränderbar ist, glaube ich trotzdem daran, dass man etwas reflektiert, selbst wenn man nur fünf Prozent mitgenommen hat. Das habe ich persönlich auch erlebt, manchmal dauert es ein, zwei, drei Jahre, bis man merkt, dass da doch etwas passiert ist. Es ist ja auch sehr schwer – vor allem wenn sich da eine 50-, 60-jährige Frau von jemand Jüngerem etwas anhören muss –, die eigene Position zu hinterfragen. Denn man ist damit aufgewachsen, die Weltanschauung gerät etwas ins Wanken und das ist für alle schwer auszuhalten. Wenn man aus einer Community mit sehr starren Strukturen kommt, dann ist es noch mal schwieriger, bestimmte Stereotype auf Antrieb aufzubrechen. Was aber möglich ist, ist, zumindest Verständnis aufzubringen. Und das ist ein guter Anfang. Manchmal sind es auch Details, die dann auf einmal die ganze Stimmung verändern. Da hatten wir einmal den Fall, dass eine Frau kaum zugänglich war und viel über das israelische Militär gesprochen hat. Und erst als wir erwähnten, dass in Israel eine strenge Wehrpflicht herrscht, die für Männer und Frauen gilt, war plötzlich ein Gespräch möglich. Das wusste sie nicht und das hat für sie alles in ein ganz neues Licht gesetzt. Solche Momente gibt es immer wieder.

Zugang

Wir haben einen niedrigschwelligen Ansatz. Es ist bei den Stadtteilmüttern unabdingbar, dass man eine Beziehung aufbaut. Den Zugang zu den Stadtteilmüttern erreicht man durch persönliche Begegnungen, durch Personen, die selber betroffen sind. Und ganz banal dadurch, dass man zuhört, nicht sofort verurteilt, sondern einfach mal zuhört, aushält, auch wenn bestimmte Sachen fallen, bei denen man erst mal schlucken muss. Das passiert, und es ist wichtig, dass man da professionell bleibt, dann erst in die Diskussion geht, und Stereotype und Ressentiments auch aufbricht. Bei den Stadtteilmüttern habe ich gelernt, bestimmte Standpunkte erst mal auszuhalten, ohne direkt „auf die Barrikaden zu gehen“, weil ich später gemerkt habe, dass durch dieses Aushalten eine Reflektion stattfand oder eine Veränderung oder Empathie entstand. Das wäre nicht passiert, so mein Gefühl, wenn man direkt mit der Wissenskeule rangegangen wäre. Ich glaube, dann hätte sich die Dynamik verändert. Das Zuhören ist das A und O, und Authentizität. Die Authentizität ist sehr wichtig, aber auch Neutralität, die Sachlichkeit, dass unterschiedliche Perspektiven eingebracht werden können, dass man alles besprechen kann, dass die Frauen die Möglichkeit haben, Nachfragen zu stellen ohne die Angst, etwas Falsches zu sagen. Und es braucht auch dieses Regelmäßige. Es ist nicht so, dass wir einmal hinkommen, um zwei Stunden zu reden, und dann wieder weg sind und alles ist wieder vergessen. Durch diese Module, die wir gemeinsam aufgebaut haben, ist eine Beziehung entstanden, es ist auch eine Glaubwürdigkeit da, und bei den Frauen ist diese Glaubwürdigkeit unglaublich wichtig, unabdingbar.

Persönliches Narrativ

Ich habe mit der Einbindung des persönlichen Narrativs sehr gute Erfahrungen gemacht. Man lernt die andere Perspektive kennen, sowohl von der palästinensischen Seite als auch von der israelischen. Sie bekommen mit, wie ich mit dem Konflikt aufgewachsen bin, dass ich genau die gleichen Probleme habe. Ich erzähle von meinen palästinensischen Großeltern, die auf der Flucht waren, dass ich in einem Flüchtlingslager im Libanon geboren wurde und wie ich den Bürgerkrieg und die Stationierung der israelischen Armee dort erlebt habe. Da findet man eine Gemeinsamkeit, man sagt, „Ach, du kommst auch aus dieser Gegend“, da sind ja total viele Gemeinsamkeiten in dem Kontext. Dieses persönliche Narrativ ist einer der wichtigsten Bausteine neben dem sachlichen, informativen Teil. Weil das auch wieder Barrieren aufbricht und zusätzlich dazu eine Form von Beziehung aufbaut, sodass man sich identifizieren kann mit dem Anderen, ob das jetzt auf der jüdischen Ebene ist oder auf der muslimischen. Man findet Parallelen, zum Beispiel bei dem Thema Flucht. Da gab es Flucht auf beiden Seiten und beide Seiten hatten und haben auch mit dem Konflikt zu kämpfen, das ist sehr wichtig.

Durch das persönliche Narrativ kann ich meinen eigenen Bezug mit einbringen, weshalb ich diese Arbeit mache. Das ist nicht nur ein Job, sondern hat etwas mit meiner eigenen Identität zu tun. Und ich kann die Hürden aufzeigen, dass man vielleicht auch eine „Läuterung“ gemacht hat, eine Entwicklung. Ich erzähle offen darüber, dass ich Israel als Staat nicht anerkannt habe, weil Palästina als Staat nicht anerkannt wurde. Ich sage den Frauen, dass sich für mich vieles geändert, auch in meiner Biografie, als ich die andere Seite kennengelernt habe und versucht habe, mir Sachwissen anzueignen, nicht mehr nur mit diesem Opfernarrativ unterwegs zu sein, sondern auch das Gegennarrativ nachzuvollziehen oder zu verstehen. Und dass ich nicht sage, „alle Palästinenser sind Opfer“ oder „alle Palästinenser sind Täter“ oder „alle Israelis sind so oder so“, sondern ganz sachgemäß. Wenn ich das Militär in Israel kritisieren will, dann mache ich das ganz authentisch, ohne dass mir jemand Antisemitismus vorwerfen kann. Da geht es um eine konkrete Sache. Mich hat überrascht, wie empathisch die Frauen waren, wenn meine Kollegin von ihrem nichtpalästinensischen Narrativ erzählt hat: Da haben sie zugehört, nach Parallelen gesucht und hatten das Gefühl, „Denen ging es ja genauso schlecht wie mir.“ Das fand ich sehr gut.

Ziele

Ziel ist es, Empathie zu fördern, das Verstehen des Anderen. Dass es nicht nur ein Narrativ gibt, nicht nur eine Seite, nicht nur einen Schuldigen oder ein Opfer, sondern dass die Geschichte von unterschiedlichen Menschen geschrieben wird und unterschiedliche Menschen dafür verantwortlich sind, dass die Geschichte diesen Lauf genommen hat, dazu zählen Palästinenser und Israelis, aber nicht nur sie. Denn oft ist es ja leider so, dass es dieses eine Narrativ gibt, den Palästinensern wurde das Land weggenommen und Punkt.

Und umgekehrt wird dann aber nicht gesehen oder verstanden, wie es überhaupt dazu gekommen ist. Das hat sich niemand ausgesucht, den Zweiten Weltkrieg sowieso nicht, und die Menschen können auch nichts für den Holocaust. Es ist ein wichtiger Punkt, dass man da das Thema Empathie aufgreift und gleichzeitig auch Halbwissen minimiert.

Persönlicher Beitrag

Ich bringe sehr viel Leidenschaft in dieses Projekt. Wenn ich einen Workshop gebe, dann mit vollem Herzen, vollem Einsatz – und authentisch. Wenn ich da etwas erzähle, ist es zu hundert Prozent das, was ich denke. Ich erzähle nicht einfach irgendetwas, nur weil sie es hören wollen. Ich habe eine große Expertise bei dem Thema, und falls ich einmal etwas nicht weiß, dann sage ich es. Was ich also reinbringe, ist Fachwissen und Authentizität.



Sapir Huberman und Polina Khubbeeva, israelischer/ jüdischer Part des Trainerinnen-Tandems

„Mich überrascht die Offenheit der Frauen gegenüber ‚der Israelischen Seite‘, die gibt es auch bei denjenigen, für die es nicht so einfach ist. Ich bin sehr bewegt von dem Engagement der Stadtteilmütter.“

Sapir Huberman



Stadtteilmütter

Sapir Huberman: Ich habe bei diesen wunderbaren Frauen das Gefühl, dass sie immer gerne mitmachen, Fragen stellen und ins Gespräch kommen. Sie sind da, um etwas von sich einzubringen und auch Erfahrungen zu machen. Das ist auch für mich und die Rolle, die ich einnehme, interessant und faszinierend. Bei Führungen im Museum, die ich außerdem auch mache, hat der Guide tendenziell bedeutend mehr Redeanteile als die Gruppe. Ich bin da nicht immer nur die Workshopleiterin, sondern es ändert sich manchmal meine Rolle.

Polina Khubbeeva: Mich hat zu großen Teilen die Tatsache überrascht, wie viel bei dem Workshop auch über Smalltalk und informelle Gesprächssituationen läuft. Die Gruppe ist sehr divers, was sowohl die Einstellungen als auch den Wissensstand angeht, und ich war auch überrascht davon, wie viel einige Frauen wussten und wie differenziert ihr Bild vom Nahostkonflikt und auch von jüdischem Leben im Nahen Osten ist.

Sie haben auch viel über die Lebenswirklichkeit in ihren Herkunftsländern berichtet. Ich fand es toll, wie konzentriert die Stadtteilmütter die ganze Zeit waren. Gerade bei Online-Workshops so dranzubleiben, ist wirklich nicht einfach. Und es war wirklich schön zu sehen, wie die Frauen miteinander umgehen. Sie haben so oft gesagt: „Ach, ich habe so tolle Kolleginnen!“

Herausforderungen

SH: Die Stadtteilmütter haben unterschiedliche Hintergründe, Wissensniveaus und Geschichten. Bei ihnen als Gruppe, die nicht homogen ist, weiß ich nicht, auf welchen Wissensstand ich aufbauen kann. Die unterschiedlichen Hintergründe beeinflussen auch den Inhalt, was den Workshop auch dynamisch macht. Darüber hinaus ist es auch so, dass einige Frauen persönlich von den Themen betroffen sind. Dadurch ändert sich natürlich die Art und Weise, was und wie vermittelt werden soll. Wenn ich sehe, dass Frauen sehr nah dran an den Themen sind, direkt betroffen, dann stellt sich eben besonders die Frage nach dem „Wie“. Natürlich ist man eh immer sensibel, aber wenn ich sehe, dass es für manche zu viel ist, lasse ich in dem Moment auch mal etwas aus. Es gibt eben diese zwei Aspekte, das Wissen und die emotionale Ebene. Beides gleichermaßen gut zu gestalten, ist eine Herausforderung bei den Stadtteilmüttern.

PK: Ich hatte vorher die Sorge, dass ich kompliziert spreche, als Studentin der Politikwissenschaft, mit diesem Universitätskontext. Meine Angst war, dass meine Formulierungen missverstanden werden oder unverstanden bleiben. Aber ich habe meine Sprache automatisch an die Gruppe angepasst, was das Sprachtempo und die Komplexität angeht.

Ansatz

SH: Wichtig ist, einen offenen Austausch auf Augenhöhe zu ermöglichen. Für mich geht es mehr um die Begegnung und darum, was sie und ich mitnehmen, als um den reinen Wissenstransfer. Wobei natürlich auch der Wissenstransfer eine große Rolle spielt. Wichtig ist auch, dass wir lernen müssen, mit schwierigen Themen umzugehen: mittels einer Gesprächskultur, in der andere Meinungen akzeptiert werden und aktiv zugehört wird.

PK: Wir arbeiten vor allem mit narrativen Ansätzen und versuchen eine Verbindung mit den Frauen über unsere eigenen Geschichten herzustellen. Das funktioniert gerade bei ihnen gut, weil sie Mütter sind und die Familie einen hohen Stellenwert für sie hat, wodurch sie häufig leicht einen Bezug zu einem herstellen, wenn sie mehr zum persönlichen Hintergrund wissen – eher, als wenn sie etwas zum beruflichen oder politischen Hintergrund erfahren würden. Ein weiterer Ansatz, neben dem Narrativ, ist die Wissensvermittlung über Videomaterial und über ein Quiz, das in Teilen aus Material von KIGa, der Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus, besteht und von uns ergänzt wurde. Das sind Bausteine, die Aktivität fordern. Wir wollen dadurch auch die Stadtteilmütter dazu bewegen, sich mehr auszutauschen, nicht nur mit uns, sondern auch untereinander. Und das Feedback der Frauen war auch, dass sie die Informationen so viel besser behalten haben und sich gut merken konnten, ob sie mit ihrer Vermutung bei den Antworten richtig oder falsch lagen.

Persönliches Narrativ

PK: Mich hat auch überrascht, wie interessiert die Frauen an meinem Narrativ waren. Ich bin mit dem Konflikt aufgewachsen, weil meine Familie mütterlicherseits jüdisch ist. Die Seite meines Vaters hatte eher muslimische Wurzeln. Die Eltern meiner Mutter gingen getrennt nach Israel. Bei meinen Besuchen dort habe ich das Land kennengelernt und den Konflikt direkt mitbekommen. Ich wollte danach lange mit dem Thema nichts zu tun haben. Ich hatte schon immer Position beziehen müssen, in der Schule, in der Familie und im Freundeskreis. Wir sind nach dem Zusammenbruch aus der Sowjetunion nach Deutschland gekommen, wo meine Mutter sehr religiös geworden ist und auch sehr Pro-Israel. Wenn ich schildere, wie ich mich mit meiner Mutter über den Konflikt streite, dann werden die Stadtteilmütter hellhörig. Diese familiären Themen interessieren sie sehr. Ich lerne, Widersprüche zu akzeptieren und anzuerkennen, dass es viele Wahrheiten gibt und ich nicht eine eindeutige abschließende Meinung haben muss.

SH: Ich bringe mein Narrativ sehr gern ein, wenn es wirklich relevant ist. Ich kann nicht für andere „Jüdinnen“ sprechen, sondern nur aus meiner Erfahrung: eine Israeli, die im Nahen Osten aufgewachsen ist, jetzt in Berlin lebt und in Begegnung geht. Aber es kommt manchmal vor, dass ich zu bestimmten Themen gefragt werde, weil ich als jemand wahrgenommen werde, der diese Meinungen vertreten oder diese Fragen beantworten kann. Dann versuche ich, von einem objektiven und sachkundigen Standpunkt aus zu sprechen – natürlich nur, wenn ich die Antwort kenne. Gleichzeitig mache ich aber klar, dass es sich nicht um eine persönliche Erfahrung handelt.

Ziele

SH: Ich finde es wichtig, besonders bei diesem Projekt, nicht nur die Vergangenheit oder die Kontinuität von Judenhass zu zeigen, sondern auch den gegenwärtigen Antisemitismus, der mit dem Staat Israel zu tun hat. Die Stadtteilmütter arbeiten in Schulen und sollten einen guten und sicheren Umgang mit dem Phänomen haben.

PK: Mir gefällt, dass es im Workshop eine Hinterfragung von politischen Entscheidungen gibt, sowohl jetzt als auch früher, und zwar von beiden Seiten, also Entscheidungsträger*innen im arabischen Raum und in Israel. So lernen die Frauen, das zu kontextualisieren und auch abzukoppeln von sehr einfachen Narrativen. Sie erkennen, dass im Prinzip jede Bevölkerungsgruppe und jede Partei in diesem Konflikt durch ihre Perspektive versucht, für sich das Beste zu machen. Sie sehen, dass die vielen Fehler, die begangen wurden, vor allem den Menschen schaden, die da leben, und dass beide Seite sich nicht dem Frieden versperren, aber auch den Frieden nicht so einfach herbeiführen können, weil das einfach zu komplex ist. Ich finde es wichtig, dass das angestoßen wird, dass die Komplexität des Konflikts so gut es geht vermittelt und dargestellt wird. Und wichtig ist auch, dass wir Möglichkeiten aufzeigen, im eigenen Umfeld Friedensinitiativen zu unterstützen, und dass wir vermitteln, dass es im Nahen Osten viele Friedensinitiativen gibt.

Persönlicher Beitrag

SH: Als israelische Trainerin habe ich, bis ich nach Berlin gezogen bin, keinen Antisemitismus erfahren. Ich kann nicht für Juden und Jüdinnen sprechen, die hier in Deutschland aufgewachsen sind, nicht von ihren Erfahrungen aus. Aber schon lang genug gibt es auch hier eine wachsende Gemeinde von Ex-Israelis. Was ich beitragen kann, ist, in diesem „Mikrokosmos Naher Osten“ in Neukölln und Kreuzberg zu arbeiten, wo Palästinenser*innen und Israelis nah beieinander leben. Ich kann durch die Arbeit mit den Stadtteilmüttern etwas für eine bessere Verständigung tun. Da ich auch aus dem Kunst- und Kulturbereich komme, finde ich es sehr reizvoll, Filme und Bilder in die Bildungsarbeit einzubauen.

PK: Ich persönlich bin einfach froh, dass ich meine Perspektive einbringen kann. Die wird öffentlich nicht so oft gesehen. Ich habe einen jüdischen Kontext, nicht explizit israelisch, aber mit Familie in Israel, und meine Perspektive ist relativ differenziert, aber auch nicht immer eindeutig. Und wenn das dann einen Raum bekommt, kann es vielleicht auch ein Beispiel für viele sein, daran zu erkennen, dass es normal ist, dass man Widersprüche in sich vereint und dass man das auch aushält. Etwas anderes konnte ich beim letzten Workshop den Frauen direkt vorleben: Mit der anderen Trainerin, die einen arabischen Hintergrund hat, bin ich befreundet. Wir haben nicht die gleiche Meinung zum Konflikt, aber wir können uns trotzdem darüber austauschen und schätzen, was die andere denkt. Das zu zeigen, ist mir wichtig.

Rückmeldungen zum Workshop

Gamila B., Neuköllner Stadtteilmutter:

Es wurde darüber gesprochen, wie man zusammenleben kann, und ich habe erzählt, was mit uns passiert ist. Vor vielen Jahren haben wir sehr gut zusammengelebt, das hat meine Familie gesehen, ich weiß nicht, was danach passiert ist. Alle Religionen sind gleich, man muss sich respektieren. Wir haben hier eine Freundin, sie hat die gleichen Probleme, es geht ihr aber noch schlechter als meiner Familie. Es gibt hier Menschen, die haben im Libanon gelebt und in Syrien, und die haben das Problem direkt erlebt. Ich kann mit ihnen nicht darüber sprechen, weil ich mehr Abstand habe. Ich spreche viel darüber, was passiert ist, aber ich habe das nicht direkt erlebt. Ich habe auch ein Trauma davon, aber nicht wie eine Person, die das direkt erlebt hat. Das ist so bei vielen Menschen, die das im Libanon erlebt haben und sagen: „Ich habe gesehen, wie meine Verwandten da gestorben sind.“ Wenn du das hörst, dann weinst du zu sehr. Ich kann nicht viel reden, aber ich verstehe, worum es geht.

Ich glaube, ich habe nach dem Kurs fast zu viel darüber nachgedacht, wie man das zusammen machen kann, wie alle zusammenleben können, ohne Krieg, ohne Probleme. Das beschäftigt mich bis heute.

Fahime A., Moabiter Stadtteilmutter:

Als Palästinenserin war dieses Thema für mich sehr sensibel, aber durch den Workshop haben sich bei mir viele Gedanken und Gefühle verändert. Die Workshopleiterinnen haben viele Ideen erklärt, und es war auch ein sehr interessanter Dialog über die menschlichen Beziehungen, weit weg von der Politik.

Reyhan P., Weddinger Stadtteilmutter:

Die genaue Geschichte dazu wusste ich nicht, die habe ich hier erst erfahren. Im Krieg sterben zu viele unschuldige Menschen.

Muna Naddaf, Regionalleiterin der Stadtteilmütter in Neukölln:

Nahost ist ein Thema, was bei uns immer ansteht. Weil die Frauen wirklich selten das Thema Nahost möglichst neutral aufbereitet bekommen – neutral ist immer schwierig –, sondern durch Medien oder über Erzählungen.



Persönliche Begegnung

Roland Elieser Baron, Beter der Synagoge Rykestraße, führt die Stadtteilmütter durch die Synagoge

„Wir können gemeinsam in unserer Unterschiedlichkeit auch zu dem sozialen, religiösen und kulturellen Frieden unserer Stadt beitragen.“

Roland Elieser Baron



Stadtteilmütter

Was ich so toll, so großartig finde, ist, dass die Arbeit der Stadtteilmütter, soweit ich das beurteilen kann, ja auch zu einem sozialen, kulturellen und auch religiösen Ausgleich in unserer wunderbaren multireligiösen Stadt Berlin beiträgt. Dass sie also da, wo Konflikte entstehen, diese im Ansatz schon entschärfen oder Verständnis schaffen können, und wo das soziale Gefälle sehr stark ist, auch eingreifen können.

Zugang zu den Stadtteilmüttern

Berührungsängste kann ich nicht feststellen, von mir aus sowieso schon mal gar nicht. Von der anderen Seite habe ich das auch nicht erlebt. Wir werden ja im Laufe der Zeit, wenn wir dann zusammen sind, immer wärmer miteinander, immer offener. Zuerst, klar, da weiß man nicht immer, wie man sich bewegen soll, aber dann wird das immer locker. Wichtig war mir vor allen Dingen, dass wir so wunderbar, wie ich fand, aufeinander zugehen konnten. Manche Stadtteilmütter sind religiös, manche nicht. Und die religiösen, vor allem die muslimischen, haben durchaus noch größeres Interesse gehabt am Vergleich der Religionen. Das ist ja das Interessante, dass sie einerseits die Unterschiede mit Erstaunen feststellen, andererseits mit demselben Erstaunen Gemeinsamkeiten sehen. Es ist wirklich diese Offenheit, diese Aufgeschlossenheit und dieses Interesse, was mich am meisten bewegt.

Methoden

Ich habe die unterschiedlichsten Gruppen: Schulklassen, Auszubildende, Polizeianwärter, ja sogar Bundeswehroffiziere, Stadtteilmütter, Rentnergruppen, denen kann ich doch nicht dasselbe erzählen wie 14-jährigen Schülern. Manche Sachen sind für alle in etwa gleich. Dass die Männer rechts und die Frauen links sitzen, das erzähle ich den 14-Jährigen wie den 84-Jährigen. Doch jede Führung läuft anders ab. Es richtet sich auch immer nach dem Interesse, nach den Fragen. Die Fragen sind wichtiger als das, was ich zu sagen habe. Das ist bei den Stadtteilmüttern auch jedes Mal anders, die Gruppen sind nicht immer gleich, es sind unterschiedliche Frauen. Wenn ich merke, dass es die Leute sehr interessiert oder sehr berührt, wenn ich aus dem Gebetsbuch vortrage, dann mache ich das vielleicht ein bisschen länger. Man spürt das dann, man spürt, dass das Ohr offen ist und dann wird auch die Stimme irgendwie intensiver.

Ziele

Kenntnisse müssen her, auch zwischen den verschiedenen Kulturen und Religionen, denn die sind ja oft sehr dürtig. Viele Juden wissen von den Muslimen nichts, und umgekehrt ist es genauso, zumindest was die Tatsachen betrifft. Geschichten und Mären, da kennt jeder viele, Vorurteile gibt es genug. Aber diese Vorurteile abzubauen und beide Seiten gleichwertig zu achten, ist wichtig. Dass wir gucken, aha, wir haben ja vielleicht viel mehr Gemeinsamkeiten, als man gewöhnlich denkt. Und dass wir dann andererseits aber auch feststellen, dass wir auch Unterschiede haben, und dass wir uns gerade in dieser Unterschiedlichkeit begegnen müssen. Denn da entsteht erst die wirkliche Beziehung. Wenn ich das alles zukleistere, dann bricht es irgendwann wieder auf. Wir müssen stattdessen auch die Unterschiedlichkeit feststellen und gegenseitig diese Unterschiedlichkeit auch aushalten lernen und nicht nur tolerieren, sondern unter Umständen sogar auch schätzen lernen. Das würde ich also am liebsten mitgeben, dass wir auf diesem Weg in Berlin weiterkommen; Verständnis und Frieden, dieses beides.

Muna Naddaf, Regionalleiterin der Stadtteilmütter in Neukölln

Es gab eine Teilnehmerin, sie ist Palästinenserin aus dem Libanon, sie ist sehr betroffen, da sie persönliche Verluste erlebt hat. Sie sagte vor dem Besuch in der Synagoge zu mir, dass sie sehr aufgeregt sei und nicht wisse, was sie da erwartet. Das hat sie schon sehr beschäftigt. Nachdem wir raus sind, hat sie gesagt: „Wie schade, eigentlich sind die Religionen sich so nah, wenn nur die Politik nicht wäre.“ Und ich finde, so ein Satz von jemandem, der wirklich schlimme Erfahrungen gemacht hat – durch diesen Besuch, das für sich noch mal so klar zu machen, zu sagen, in religiösen Dingen haben wir ähnliche Ziele. Und wenn so eine Frau hinterher das für sich auseinanderhalten kann, was Politik ist und was Religion ist, und man eben in der Politik viel mehr auch das Sachliche herausarbeiten kann, das war schon Gewinn genug für diesen einen Termin. Bei dem Besuch haben alle Frauen immer gesagt, „Ach, das ist doch bei uns auch so!“, oder, „Ah, das kennen wir!“ Und sie fanden es in der Synagoge sehr sympathisch und hatten ein wirklich positives Erlebnis, durchweg positiv. Und sie waren sehr betroffen, dass der Polizeischutz da vor der Synagoge stand, das ist aufgefallen.

„Hauptsächlich will ich ihnen zeigen, wie ähnlich wir uns sind.“

Oz Ben David



Stadtteilmütter

Am meisten liebe ich daran, mit diesen Frauen zu arbeiten, dass sie mich an meine Familie erinnern. Eine erinnert mich ein bisschen an meine Tante, eine andere an meine Großmutter. Wie sie sprechen, die Akzente, die Art, wie sie mit dem Essen hantieren, das alles ist mir sehr vertraut. Wenn ich sonst mit Menschen zu tun habe, außerhalb von Israel, meiner Heimat, bin ich immer damit beschäftigt, eine Brücke zu sein zwischen meiner Kultur, meinem Essen, und ihren Gewohnheiten, dem, was sie kennen. Da muss ich Arbeit reinstecken. Bei diesen Frauen kostet mich das keine Anstrengung, es ist Familie. Es geht eher darum, zusammen Spaß zu haben, die gemeinsame Zeit zu genießen und sich über Dinge und Ideen auszutauschen. Es ist wie Familie, wir sind uns nicht immer einig, manchmal wird es laut, mal ist es leise. Es gibt keinen wirklichen Unterschied zwischen meiner Familie und diesen Damen. Wenn wir zusammensitzen und reden, reagieren sie auf die gleichen Dinge, freuen sich über die gleiche Musik.

Zugang zu den Stadtteilmüttern

Ich glaube, es ist sehr schwer, über alle Frauen als eine Gruppe zu sprechen. Natürlich gibt es da Frauen, die zögerlicher sind. Aber es ist respektvoll. Ich habe nicht das Gefühl, dass es ihnen nicht gefällt, das ist es nicht. Sie denken nur anders, es braucht etwas länger, es gibt mehr Hürden, die sie überwinden müssen. Die meisten von ihnen, wenn wir von ihnen als Gruppe sprechen, sind aber sehr offen und umgänglich. Wir brauchen nur ein bisschen Zeit, damit alle fühlen, dass sie sagen können, was sie denken, und sich wohlfühlen. Es braucht nicht viel, nur jemanden, der daran glaubt, der sagt, „OK, vertrau den anderen, gib ihnen eine Chance.“ Sie müssen Israel nicht lieben, sie müssen nicht mit mir darin übereinstimmen, wie der Frieden in Zukunft genau aussehen wird, aber sie müssen mir ein kleines Fenster öffnen, eine Chance geben. Und wenn sie das schaffen, dann ist das mein Fenster, das reicht. Das war ihr Part, ab da übernehme ich. Dafür baue ich Brücken, mit Musik, mit Essen, mit Geschichten, die ich ehrlich erzähle. Ich rede die ganze Zeit sehr offen mit ihnen, nenne sie „Habibti“, solche Sachen, die sie zum Lachen bringen – man sagt nicht zu einer älteren Dame „Habibti“.

Methoden

Zuerst suche ich nach Brücken. Das Essen ist ein Hilfsmittel, mit den Händen zu arbeiten, die Gerüche hervorzubringen, die Erinnerungen. Aber das reicht nicht, besonders, wenn so viel zwischen uns steht und wir so viele Jahre lang all die Dinge über die andere Seite gehört haben, was sie tun, wie sie sind.

Es ist nicht so sehr entscheidend, dass ich sie umsorge, sondern dass ich sie damit an sie selbst erinnere, daran, wie sie in so einer Situation handeln würden. Das ist es, woher wir kommen. Wenn ich in ihrem Haus wäre, egal, was sie von mir halten, würden sie mich nett aufnehmen, für mich sorgen, mir zu trinken und zu essen geben. Sie sehen, wie ich für sie umherlaufe. Wenn ich sehe, dass sie kein Pitabrot mehr haben, frage ich: „Möchtest du noch welches?“ Letztendlich also machen wir nichts weiter als sie daran zu erinnern, wie ähnlich wir uns sind und wie viel wir teilen, egal, welche Religion, welches Land oder Nationalität. Das ist das Schöne daran, besonders bei der Arbeit mit dieser Gruppe.

Ziele

Ich strengte mich an, denn ich fühle, dass sich mir eine Gelegenheit bietet. Ich habe dort Menschen, bei denen ich etwas bewirken kann, auch wenn es nicht viel ist, auch wenn es nur der Samen eines Zweifels ist, dass vielleicht doch nicht alle Israelis Monster sind, und dass es vielleicht besser für uns ist, über Dinge hinwegzusehen, in die Zukunft zu blicken und zusammenzuarbeiten, dass das vielleicht zum Vorteil beider Seiten ist.



Wir erinnern sie, dass wir viel mehr gemeinsam haben, dass es viel mehr bringt, zusammenzukommen und zusammenzuarbeiten. Ich hoffe, wir schaffen das. Ich hoffe wirklich, dass diese Gruppe eine Veränderung in Gang bringen kann, sodass, wenn es zum Beispiel ein Problem für Geflüchtete gibt, sie zur jüdischen Gemeinschaft kommen und sagen können, hört mal, wir brauchen eure Hilfe, um mehr Geld für Schulen zu bekommen, für unseren Kiez, für bestimmte Projekte. Dann kommen die jüdischen und muslimischen Communitys zusammen, mit gemeinsamen Forderungen, stimmen gemeinsam über Dinge ab, das ist viel mehr Macht. Wir können wirklich etwas für unsere Gemeinschaften bewirken, für unsere Leute hier und die Zukunft unserer Kinder. Wir haben ähnliche Probleme. Wir müssen die Leute daran erinnern, wie viel wir gemeinsam haben und das machen wir mit diesem Projekt.

Israelisch-palästinensischer Konflikt

Es gab nie wirklich einen Grund für uns zu kämpfen. Das bringt uns in die Situation, dass wir uns gegenüberstehen und erklären müssen, was wir verdammt noch mal dachten, als wir taten, was wir taten, in wessen Auftrag, und wie die Mächtigen uns getäuscht haben. Das ist der einzige Weg. Wir waren solch erbitterte Feinde und hätten genauso gut Freunde sein können. Unser syrischer Küchenchef Gheiath ist so alt wie mein Vater, der im Libanon und in Syrien eingesetzt war. Ich denke an meinen Vater und an Gheiath, sie waren damals beide zur gleichen Zeit im aktiven Militärdienst. Wie viele Freunde verlor mein Vater in dieser Zeit, wie viele Freunde verlor Gheiath, wie viele Familienmitglieder verloren sie und wofür? Jetzt, vierzig Jahre später, sitzen wir zusammen, Gheiath und ich. Ich kümmere mich um ihn und er kümmert sich um mein Geschäft. Wir verändern etwas, indem wir zusammenleben. Was bringt also Krieg?



Abschließende Stimmen zum Projekt

Filiz Y., Neuköllner Stadtteilmutter:

Wenn wir unter Freunden sind oder in meiner Familie, dann erzähle ich über vieles und bin froh. Denn was ich weiß, das gebe ich gerne weiter, und es ist auch schön, wenn man mitreden kann, wenn man auch so viel weiß darüber. Es gibt auch Situationen in unserem Projekt, da begegnet man Menschen, bei denen dieses Thema manchmal hochkommt und dann kann man miteinander reden, da man auch Wissen hat.

Mervat M., Moabiter Stadtteilmutter:

Bei dem Projekt habe ich gesehen, dass es viele Ähnlichkeiten zwischen Palästinensern und Israelis gibt. Und wenn sie jüdisch und muslimisch sind, dann ähneln sich auch die religiösen Rituale. Nach dem Workshop sprach ich mit meinen Kindern über das Thema.

Muna Naddaf, Regionalleiterin der Stadtteilmütter in Neukölln:

Der Ansatz war sehr gut, zu sagen, wir schauen uns Islam und Judentum so an, dass die Frauen selber die Gemeinsamkeiten finden können. Das muss einfach das Ergebnis sein, weil alles andere uns nicht weiterführt. Dazu kommt das persönliche Erlebnis, deshalb ist der Synagogenbesuch auch ein ganz tolles Highlight. Und dass es auch beim gemeinsamen Hummusmachen im israelisch-palästinensischen Restaurant diese persönliche Begegnung gibt, ist gut. Das muss aber auch moderiert sein, weil es natürlich immer ein Thema geben kann, wo Betroffenheit da ist. Es ist wichtig, dass Basiswissen vermittelt wird. Die Frauen können nun Dinge, Situationen oder Aussagen von jemandem anders einordnen, weil sie anderes Hintergrundwissen haben. Daran kann man immer weiterarbeiten. Je mehr sie mit solchen Themen in Auseinandersetzung gehen, ob das jetzt religiöse Themen sind, politische Themen oder Erziehungsthemen, desto eher können die Stadtteilmütter reagieren, wenn es vielleicht zu diskriminierenden oder gewaltvollen Situationen kommt, oder wenn in Gesprächen ein Vorurteil vorkommt. Und dass man durch die Wissensvermittlung auf Gemeinsamkeiten zusteuert, ist auch gut.

Shiva Saber Fattahy, Projektleiterin der Stadtteilmütter in Mitte:

Ich sehe die Schulungen für die Frauen wirklich als Bereicherung für unser Projekt. Und die Frauen finden es toll und verändern sich auch jedes Mal. Nach der Schulung merkt man schon, dass die Gruppe ganz andere Ideen hat und auch anders denkt. Es wird deutlich, dass durch das Projekt etwas mit den Frauen passiert ist, mit ihren Meinungen und Vorurteilen.

Herausforderung Corona: niedrigschwellige politische Bildung in Online-Formaten

Die Corona-Pandemie hat stark in den Arbeitsalltag der Stadtteilmütter eingegriffen. Da sie in unterschiedlichen Familien tätig sind und Ansprechpartnerinnen an Schulen und anderen Institutionen, war ihre Arbeit immer direkt von den Vorkehrungen zur Eindämmung der Pandemie betroffen. Das gilt auch für ihre Qualifizierungen. Transaidency e. V. hat sich unverzüglich daran gemacht, Online-Formate der Workshops für die Stadtteilmütter zu entwerfen. Dabei stand jedoch fest, dass der Workshop zum Konflikt in Israel-Palästina nicht online durchgeführt werden kann, wenn in der Gruppe Frauen sind, die durch ihre Migrationsgeschichte persönlich betroffen sind. In der Vergangenheit hatte sich gezeigt, welche starke Traumata bei diesen Frauen vorhanden sind und wie groß die Verantwortung des Trägers ist, diese aufzufangen. Das ist ohne direkten, persönlichen Kontakt nicht möglich.

Es zeigte sich schnell, dass für einen Online-Durchlauf alle Workshops ganz neu gedacht werden müssen. Über eigene Diskriminierungserfahrungen, die sonst vertrauensvoll und zahlreich geteilt wurden, sprach online zunächst kaum eine Frau mehr. Der geschützte Raum war für die Stadtteilmütter online nicht erfahrbar. Zunächst waren es somit vor allem die Erfahrungen der Trainerin oder von Bekannten, die mitgeteilt und diskutiert wurden. Mit der Zeit stellte sich heraus, wie sehr dieser digitale Raum jedoch auch zu einem vertrauten Raum geworden ist und gezielt durch längere „Aufwärmphasen“ und mehr „Smalltalk“ als solcher noch weiter gefördert werden konnte. Bei späteren Durchläufen, als die Frauen zwangsläufig mehr Erfahrung mit Videokonferenzen hatten, wurde auch wieder über eigene Erlebnisse gesprochen. Was die inhaltliche Gestaltung der Workshops betrifft, so war klar, dass die Methodenvielfalt weiter erhöht werden muss, da die Teilnahme teils über das Smartphone erfolgte und einer schnelleren Ermüdung der Teilnehmerinnen so besser vorgebeugt werden konnte. Auch war eine andere Zeiteinteilung nötig, kürzere Intervalle mit mehr Pause waren ergiebiger. Es zeigte sich auch, dass die Interaktion deutlicher eingefordert werden muss, da sich die Frauen nicht so präsent und sofort gesehen fühlen.

Die Exkursionen waren unter den Beschränkungen nicht möglich. Somit fiel ein zentraler Aspekt des Projekts weg, der als solches kaum digital ersetzt werden kann: die persönlichen Begegnungen, die gemeinschaftliche Erkundung der Synagoge, die direkte Verbindung, die über die Gerüche, den Geschmack und die Gespräche beim gemeinsamen Hummusmachen entsteht. Aber auch dafür gibt es bereits einige Ideen für digitale Zusammenkünfte, die erprobt werden können.

